



Reiner Engelmann

Der Fotograf von Auschwitz – Das Leben des Wilhelm Brasse ★★★★★

cbj 2015 • 192 Seiten • 14.99 • ab 12 • 978-3-570-15919-4



Die Biografie eines Fotografen, der die Lagerinsassen des KZ Auschwitz fotografierte – das kann interessant sein, allerdings gibt es bereits Unmengen von Literatur über jene Zeit. Gibt es da noch Neues, ist nicht schon alles erzählt? Und der erste Eindruck des Namens

„Wilhelm Brasse“ – das klingt mehr nach Täter als nach Opfer. Mit solchen Gedanken gehe ich an dieses schmale Büchlein, erwarte eine kurze Lektüre ohne besondere Aufreger – und sitze danach fassungslos und auch ein Stück weit sprachlos vor dem zugeklappten Buch. Doch mit Sprachlosigkeit kann man keine Rezension verfassen. Es muss also sein.

1917 wird Wilhelm Brasse geboren, als Sohn eines Österreichers und einer Polin, zweisprachig wächst er in Żywiec auf, ca. 50 km von Auschwitz entfernt. Er macht eine Ausbildung zum Porträtfotografen, arbeitet im Geschäft seines Onkels, bis der 2. Weltkrieg mit dem Überfall auf Polen beginnt. Die neuen deutschen Machthaber versuchen ihn wegen seiner Abstammung zur Option auf die deutsche Staatsbürgerschaft zu überreden (was seine Einberufung zum Militär bedeutet hätte), er lehnt ab. So wird er zunächst inhaftiert, bis er am 31. August 1940 in das im Aufbau befindliche Lager Auschwitz verlegt wird.

Mehrere Monate kann er mit viel Glück dem Tod durch Schwerstarbeit oder die Willkür der Kapos und Bewacher entgehen. Dann wird ein Fotograf für die Dokumentation der Lagerinsassen gesucht und er wird ausgewählt. Bis zum Jahreswechsel 1944/45 muss er nun Zigtausende von Todgeweihten porträtieren, meist im Wissen über deren Schicksal und in Kenntnis der mörderischen Menschenversuche, die zu angeblichen „Forschungszwecken“ durchgeführt werden. Als deutschsprechender Gefangener schwebt er dabei selbst in ständiger Lebensgefahr, erfährt aber viele Details über Verantwortliche und deren Tun. Wegen seiner Qualitätsarbeit wird er gleichzeitig eine Art „Hoffotograf“ der SS, bis er beim Anrücken der



russischen Truppen den Befehl zur Vernichtung des Fotomaterials missachtet, damit die Dokumente das Geschehene beweisen können. Er überlebt den Krieg und wird zum Berichterstatter über die Gräueltaten des KZs, bis er 2012 stirbt.

So zusammengefasst klingt der Inhalt dieses Buches schon schlimm genug, aber es zu lesen ist weitaus herausfordernder. Schwache Nerven sind dabei eine schlechte Vorbedingung. Dabei drückt dieses Buch keineswegs auf die Tränendrüse oder hascht nach Effekten. In 33 Kapiteln wird kurz und knapp geschildert, was Brasse erlebte und welche Eindrücke er von den verschiedenen Tätern hatte, mit denen er in Kontakt kam. In einem Anhang werden die Personen noch einmal erläutert, und man erfährt, ob und wie sie für ihre Verbrechen büßten – ein echter Aufreger, waren die meisten doch sehr uneinsichtig. Das hat man so ähnlich alles schon gewusst (wenn man sich bereits mit dieser Zeit beschäftigt hat), aber gerade die reduzierte, lakonische Sprache dieser Texte lässt diesen Hintergrund noch entsetzlicher wirken.

Es hilft dabei nichts zu wissen, dass Brasse die Jahre in Auschwitz halbwegs heil überstanden hat, zumindest körperlich. Und erstaunlicherweise stumpft man auch mit der inhaltlichen Wiederholung der Schilderungen keineswegs ab. Im Gegenteil, manchmal scheint es, als würde jedes eigentlich schon bekannte Verbrechen mit jeder Wiederholung abscheulicher, unfassbarer, unerträglicher. Und in Zeiten wie den unsrigen, wo man den Ungeist der Nazizeit wieder im Entstehen erlebt oder zumindest seine Relativierung und Verharmlosung erkennen kann, bohrt sich der Schrecken dieser Gefahr wie ein Dorn ins Fleisch und macht Angst. Dabei hat dieses Buch keine wirklich neuen Fakten zu bieten, es macht nur einmal mehr deutlich, welche Entmenschlichung damals am Werke war und lässt dann hoffentlich davor zurückschrecken, noch einmal in ähnliche Verhaltensweisen zu verfallen. Dieser Aufgabe dient jedes ähnliche Buch: dass wir lernen aus der Geschichte und bei Gefahr der Wiederholung diesmal schneller und eindeutiger gegensteuern. Dass man dem Schrecken dabei tief in die Augen sehen muss, ist dafür – leider – unvermeidlich.